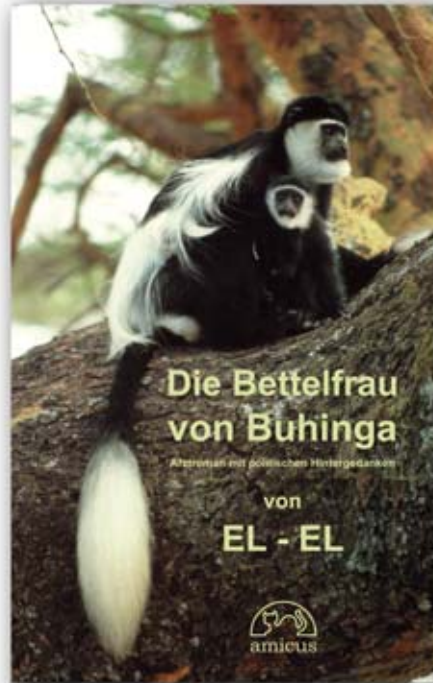


EL - EL

Die Bettelfrau von Buhingia

Arztroman mit politischen Hintergedanken



350 S., kart., 125 Abb. farbig

ISBN 3-935660-18-9

18,00 €

Eine deutsche Ärztin in Afrika, leistete Großartiges im humanitären Bereich. Ihr medizinisches Können, gepaart mit dem vollen Einsatz ihrer Person für die Menschen und die Menschlichkeit haben an Wunder Grenzendes geschaffen. Ohne Frage nach Konfession oder politischer Einstellung hat sich Dr. Elvira, die Titelheldin dieses Romanes, viele Jahre ihres Lebens über alle Vorurteile hinweggesetzt, hat allen politischen Turbulenzen mutig die Stirn geboten.

Eine kluge, couragierte Frau kämpft für die Menschlichkeit, trotz allen kriegerischen Machtkämpfen, arbeitet unter Beschuss und mehr als ein Mal unter Einsatz ihres Lebens, manchmal eingeschlossen, unerschütterlich weiter.

Sie verliert niemals den Blick für die Schönheit von Flora und Fauna in ihrem Umfeld.

Spannend und erfrischend aufgeschrieben von Elfriede Ellmer.

... Am nächsten Morgen machte sich Elvira schon halb acht auf den Weg ins Hospital. Fatima wollte noch schlafen, „wegen der Wespen, Mam“.

Die Luft war frisch vom Ruwenzori und duftete nach Eukalyptus, die Natur - ein Labsal für das Auge! Die Ärztin ging durch den grünen, reichlich mit Blumen und blühenden Bäumen durchsetzten Park hinab zum Mpamga River, überquerte diesen und fand einen dicht mit blauen Jakarandablüten übersäten Fußweg den Fluss entlang zum Krankenhaus. Am Hang des Buhinga-Hügels sah sie die hübsche Ismaeli-Moschee mit ihrem Zwiebelturm. Sie musste an den Zwiebelturm der Kirche ihres Heimatdorfes im Thüringer Wald denken.

In tiefen Zügen atmete sie den Duft der Eukalyptusbäume ein, die das Flussufer säumten. Dann sah sie die Flachbauten des Fort Portal Hospital vor sich. Zuerst kam das *Outpatients' Department*, die Ambulanz also. „Braucht dringend Renovierung“, dachte die Ärztin.

Danach stieß sie auf etwas, was wie ein überdimensionaler fauler Zahn aussah: Schwarze Mauerstummel, von Moos, Pflanzen und Büschen überwachsen. Ein Teil des Gebäudes hatte zwar ein verrostetes Blechdach, aber verfaulte Türen und Fenster ohne Scheiben oder nur mit Bruchstücken von Glas. Vor dem schäbigen Gebäude standen Hunderte von Müttern mit Kindern und warteten.

Das nächste Flachgebäude hatte grau-schwarze Wände mit verfaulten, verschlossenen Türen und Fensterläden. Über den Türen waren Schilder wie *Verwaltungsleiter*, *Oberschwester*, *Chefarzt* angebracht. Es war noch keiner da.

Das nächste, wesentlich größere flache Gebäude entsprach in seiner baulichen Substanz dem Verwaltungsgebäude, war aber voller Menschenmassen: Patienten in, unter und neben den Betten mit ihren Angehörigen – etwa 100 Personen – alle auf zwei große Räume verteilt. Es war weder eine Pflegekraft noch ein Arzt da.

Die Angehörigen wuschen die Patienten, setzten sie auf farbige Plastikschüsseln zum Wasserlassen und Stuhlabsetzen. Jeder der beiden großen Räume hatte ein total verschmutztes Waschbecken, aus dem Wasserhahn kam kein Wasser. Die Wände waren bis zur Decke mit schwarzen Spinnweben behangen.

Die Ärztin ging ins nächste Gebäude gleicher Größe und gleichen miserablen Zustandes. Es war offenbar eine Frauenstation. In dem ersten Haus hatte sie vorwiegend Männer in den Betten gesehen.

Auch hier gab es weder einen Arzt noch eine Schwester.

Sie ging weiter und kam an ein etwas neueres Gebäude, dessen eine Wand aus hübschem Naturstein bestand. Davor stellte ein weibliches Wesen alte, grau-weiße Gummistiefel zum Trocknen auf.

„Guten Morgen, was ist das für ein Gebäude?“, fragte die Ärztin. Die stolze Antwort lautete: „*The Operation Theatre*“ – also, der OP.

„Ich bin Dr. Elvira, Chirurgin und Ihre neue Chefärztin“, stellte sich die Deutsche vor.

„Mein Name ist Mrs. Matovu. Ich bin die leitende OP-Schwester.“

„Wenn Sie mit den Stiefeln fertig sind, komme ich wieder, Mrs. Matovu, dann zeigen Sie mir bitte Ihren OP. Jetzt gehe ich zurück zum Verwaltungsgebäude, um mit Dr. Apiku und dem Verwaltungsleiter zu sprechen.“ Sie machte sich auf den Weg. Es war inzwischen 9 Uhr, aber die Türen und Fensterläden waren alle noch geschlossen.

Die Deutsche setzte sich unter einen Jakarandabaum auf den Rasen. Nach einer Viertelstunde kam eine schwarze Person in Schwestertracht auf sie zu. Diese war sehr klein und reichte der Ärztin nicht ganz bis an die Brustwarzen. Eine Pygmäin

also, mit schwarzem Gürtel. Der schwarze Gürtel wird nur von Schwestern in leitender Position getragen.

„Ich bin die Oberschwester“, stellte sich die Pygmäin vor. „Und ich bin Dr. Elvira, Ihre neue Chirurgin und Chefärztin“.

In fließendem Englisch beantwortete die kleine Schwester mit den grauen Haaren alle Fragen, die die Deutsche ihr stellte. Diese Frau war unheimlich klug, ja sie war weise, wie die Ärztin bald feststellte. Sie wusste einfach alles. Dr. Elvira konnte sich nicht zusammenreimen, wie mit so einer großartigen Frau an der Spitze der Pflegekräfte das Hospital in so einem erbärmlichen Zustand sein konnte, und sie stellte ihr diese Frage.

Die weise Pygmäin antwortete: „Wenn wir Schwestern alle von unseren Gehältern leben könnten und das Gesundheitsministerium in Entebbe uns wenigstens so viel Geld für das Hospital schicken würde, damit wir davon Putzmittel kaufen könnten, wäre das Hospital in einem besseren Zustand. Aber jede von uns hat einen zweiten Job, mit dem wir unseren Lebensunterhalt verdienen, der nur für das Nötigste reicht. Meine Schwestern haben alle Kinder, eine Menge Kinder, aber keinen Mann! Die Väter ihrer Kinder sind ihnen weggelaufen, weil die Schwestern so dumm sind, für ein Taschengeld mindestens sechs Stunden pro Tag zu arbeiten. Diese Väter zahlen nicht für ihre Kinder, haben aber andere Frauen, ebenfalls mit Kindern.“

Ich bin drei Stunden am Tag hier in meinem *Office* im Hospital. Danach verdiene ich mir mein Geld zum Leben in einem schäbigen Zimmer als Hebamme im Nachbardorf. Kinder habe ich nicht.“

„Das Geld, das das Hospital monatlich vom Gesundheitsministerium in Entebbe bekommt, wie viel ist es und was wird damit gemacht?“

„Das Hospital bekommt nicht monatlich Geld aus Entebbe. Wenn der Chefarzt, Dr. Apiku, Geld aus Entebbe erhält, geht er damit zur Tankstelle auf der anderen Seite vom Fluss und zahlt die Benzinschulden. Aber das Geld reicht nicht die Schulden zu bezahlen. Wir haben überall Schulden in den Läden der Stadt. Man gibt uns dort nichts mehr, weil wir so viel Schulden haben. Aber da kommt gerade der Verwaltungsleiter, Mr. Rwabugiri. Fragen Sie ihn nach dem Geld in der Tankstelle!“

Der grauhaarige Mr. Rwabugiri stellte sich vor und fuhr fort: „Doktor, kommen Sie gleich mit mir auf die Kinderstation. Der alte *Medical Assistant* vom Mpanga-Markt hat mir soeben erzählt, dass er einen 9-jährigen Jungen mit einer Milzruptur ins Hospital geschickt hat.“

Der Junge wurde gerade von der Trage ins Bett gelegt. Er war im Schock, sein Puls fadenförmig flach, sein Blutdruck nicht zu messen. Die blassen Schleimhäute und der aufgeblähte, druckempfindliche Bauch sowie die Schürfstellen am linken Rippenbogen sprachen für eine Blutung in die Bauchhöhle aus der Milz. Er sei von einem Mangobaum gefallen, erzählte die Mutter des Jungen, während Dr. Elvira schnell etwas Blut aus der Vene nahm und eine Infusion anhängte. Die Telefone funktionierten nicht. Die Deutsche lief zum OP, um Mrs. Matovu und ihr Team zur sofortigen Operation zu mobilisieren. „Wir haben sofort eine Milzruptur bei einem 9-jährigen Jungen zu operieren, Mrs. Matovu. Ist ein Anästhesist da?“

„Der Anästhesist ist nicht das Problem. Den holen wir von zu Hause. Ich habe aber für Sie weder ein steriles Abdecktuch noch einen Kittel noch sterile Instrumente. Das einzige Tuch, das wir besitzen, ist dieses.“

Sie zog einen braun und beige marmorierten Fetzen aus einer Trommel, mit bloßen Händen, denn das Tuch war unsteril. Es war das einzige, das sie besaß.

„Wenn Sie Geld in der Tasche haben“, fuhr Mrs. Matovu fort, „kann ich Kahigwa

zur Tankstelle schicken, damit er Paraffin holt. Dann könnten wir die Instrumente auskochen. Aber ohne Geld braucht erst gar keiner hin.“

„Ich bin nicht mit Geld gekommen“, antwortete die Ärztin und lief zurück auf die Kinderstation.

Die Mutter des Jungen hatte auch kein Geld, keine der Schwestern und keine der Mütter der übrigen Kinder waren mit Geld gekommen. Auch der Verwaltungsleiter und die Oberschwester hatten keins. Letztere hatte aber eine Idee.

„Gehen Sie in die Kantine! Ihnen wird man Geld borgen, mir nicht!“

Dr. Elvira ließ in der Kantine anschreiben, Kahigwa holte Paraffin, und nach einer halben Stunde waren die Instrumente ausgekocht und der Junge lag auf dem Operationstisch.

„Ist das Blut aus dem Labor da?“, fragte Elvira. Sie hatte die Mutter des Jungen zum Blutspenden geschickt.

„Wir haben kein Blut“, antwortete der Anästhesist. „Das Blut der Mutter ist voller Malariaparasiten.“

„Geben Sie mir das Transfusionsbesteck“, bat die Ärztin den Anästhesisten. Sie ließ es aus seiner Plastikhülle auf den Instrumententisch fallen, über welchen Mrs. Matovu, wie auch über die Bauchhaut des Jungen, mit einem in Desinfektionsmittel getauchten Staubwedel gefahren war. Tücher hatte sie ja nicht, auch nicht für den Instrumententisch. Dr. Elvira intubierte den Jungen und wusch sich. Sie trug über ihrem weißen Kleid weder einen sterilen Kittel noch eine Plastikschrürze. Diese Dinge gab es dort nicht. Als sie an den OP-Tisch trat und den Bauch des Jungen öffnete, sprudelte das Blut einer Fontäne gleich aus dem Bauch des Jungen an ihren Bauch und lief hinab in ihre Gummistiefel. Schnell fing sie das Blut auf, indem sie es in eine kleine ausgekochte Aluminiumschüssel laufen ließ. Sie hielt das Schlauchende des Transfusionsbesteckes in das Blut, öffnete die Schlauchklemme und so stieg es in die luftleere Flasche, die am Transfusionsbesteck hing. Die Flasche war sofort voll. Sie gab sie dem Anästhesisten, der dem Jungen nun sein eigenes Blut transfundierte, während Elvira die völlig zerfetzte Milz entfernte. Gleichzeitig gewann sie eine zweite Flasche Blut aus der Bauchhöhle des Jungen, reinigte den Bauch von Gerinnseln und Blutresten, um ihn dann schnell wieder zuzunähen. Der Junge besaß zwei kirschgroße akzessorische Milzen, die seine entfernte Milz ersetzen würden. Als der Patient vom OP-Tisch getragen wurde, lief an jedem Arm eine Bluttransfusion.

„Du machst es doch genau so, Paulus?“

„Ich habe in den letzten zwanzig Jahren nur Knochen operiert, Chefin.“

„Natürlich, mein lieber Paulus.“

„Hat der Junge überlebt?“, wollte er wissen.

„Aber ja“, antwortete ihm seine Kollegin.

Noch im OP in Fort Portal ging Dr. Elvira auf Mrs. Matovu zu und bat sie: „Zeigen Sie mir jetzt bitte ihre Sterilisatoren.“

„Die alten Dinger! Sie sind schon mehr als zehn Jahre außer Funktion. Wir haben drei alte Dampfsteris. Die Dampfmaschine ist im Nebenraum. Der Dampf soll hier durch die Rohre gekommen sein, aber nicht mehr zu meiner Zeit. Ich habe hier Instrumente immer nur ausgekocht, solange ich hier bin.“

„Gut, Mrs. Matovu, richten Sie mir zwei Notfallsiebe mit Instrumenten. Nach der Visite werde ich ins Virika Hospital fahren und sie dort sterilisieren lassen.“

„Das wird man dort nicht tun, wenn Sie nicht Geld oder Diesel mitbringen, *doctor*.

Strom gibt es in Virika auch nicht, aber einen Generator und einen funktionierenden Steri.“

Es kam aber anders. Dr. Elvira hatte die Visite auf der Männerstation noch nicht beendet, als ihr Besuch gemeldet wurde. Auf dem Hof kamen ihr zwei Nonnen entgegen, eine weiße und eine schwarze. Die weiße Nonne sprach die Ärztin auf Deutsch an. Sie stellte sich als die Hebamme Schwester Käthe aus dem Virika Hospital vor. Dann wies sie auf ihre Begleiterin und fuhr fort: „Das ist Oberschwester Anastasia vom Virika Hospital. Wir sind so froh, dass Sie gekommen sind, denn wir haben keinen Arzt mehr, schon seit vier Wochen. Unser letzter Arzt, ein Holländer, hat viele Jahre hier mit uns ausgehalten, ist aber nun nach Hause zurückgekehrt. „Bitte, *doctor*, Sie müssen uns helfen!“, fügte *Sister Anastasia* auf Englisch hinzu.

„Sie mir auch, *Sister Anastasia*. Wenn Sie mir erlauben, dass wir unsere Instrumente und OP-Wäsche, die ich erst noch kaufen und zusammenschneiden muss, bei Ihnen sterilisieren können, werde ich Ihnen helfen.“

Es wurde also eine Art bilaterales Hilfsprogramm beschlossen. Dr. Elvira würde täglich ab 17 Uhr im Virika-Hospital Visite machen und operieren. Dafür würde Virika für Buhinga die Instrumente, Handschuhe und OP-Wäsche sterilisieren.

Da die meisten Geburten und auch die häufigsten geburtshilflichen Komplikationen nachts anfielen, zog Dr. Elvira mit Tochter in das alte Arzthaus des Virika-Hospital. Von dort hatte sie es nur zwei Minuten bis in den OP und zur Entbindungsstation.

Schwester Käthes Diagnose stimmte stets, wenn sie ihre Landsmännin in den Kreißsaal rief. Sie haben zusammen manches Leben gerettet, auf mütterlicher und kindlicher Seite. Käthe hatte ihre Nähmaschine in einem der beiden Kreißsäle und nähte in ihren Wartezeiten aufs Baby hellblaue Bettwäsche für die Entbindungsstation. Die jungen Mütter lagen alle in Hellblau. Für ihre Babies häkelten und strickten die alten Schwestern, die an der *Virika Secondary School* als Lehrerinnen tätig waren, Babywäsche in rosa, weiß und blau. Bei der Entlassung hatten die Mütter ein Bündelchen mit nach Hause zu nehmen, in dem oft auch noch ein Paket Zucker und Mehl steckte.

Käthe erhielt nämlich hin und wieder einen Container aus Deutschland. Davon profitierten auch die Schwestern und ihre Familien.

Im Virika Hospital hatte die deutsche Chirurgin während der Operation und abends von 19 bis 21 Uhr auch auf den Stationen Licht. Fließendes Wasser kam aus einem nahegelegenen Sumpf. Oft kam es als braune Brühe aus dem Hahn, besonders in der Trockenzeit, aber nach dem Abkochen hellte es sich deutlich auf. Das Virika Hospital bestand aus sechs alten Flachbauten, in denen Männer-, Frauen-, Kinderstation, Privatstation, Verwaltung und Ambulanz untergebracht waren, und zwei neueren, von Misereor finanzierten Gebäuden: der Entbindungsstation und dem OP-Trakt. Es hatte ca. 100 Betten, aber oft auch Patienten auf dem Fußboden. Die Pflegeleitung lag in den Händen von Nonnen. Da herrschte Sauberkeit.

Dr. Elvira hatte nun also zwei Krankenhäuser zu leiten, das Fort Portal Hospital am Buhinga-Hügel mit 200 Betten und zwischen 300 und 400 Patienten und das Virika Hospital mit 100 bis 150 Patienten.

Außerdem hatte ihr das Gesundheitsministerium in Entebbe die Leitung der MATS (*Medical Assistants' Training School*) übertragen, wo sie Vorlesungen in Chirurgie, klinische Visiten mit Studenten und Sprechstunden abhielt. Sie unterrichtete die Studenten in beiden Krankenhäusern, war also meist von einer Gruppe Studenten umgeben, die ihr auch beim Operieren assistierten. Der Unterricht war sehr praxisnah, das Resultat der Examina in der Regel gut.

An Lehrkräften gab es insgesamt vier Ärzte und fünf Tutoren. Letztere waren zum Unterrichten ausgebildete *Medical Assistants*. Diese werden seit einigen Jahren *Clinical Officers* genannt und sind eine Art Hilfsärzte, die behandeln, aber nicht operieren dürfen und hauptsächlich in den Gesundheitsstationen auf dem Lande eingesetzt werden. In der DDR nannte man sie früher Arzthelfer.

Dr. Elvira hatte also einen 18-20-stündigen Arbeitstag zu bewältigen, und es gab viele Nächte völlig ohne Schlaf.

Auch ins Kabarole Hospital wurde sie zu größeren Operationen gerufen. Es gehört, wie schon erwähnt, der *Church of Uganda*, hat 50 Betten und ist das älteste der drei Krankenhäuser von Fort Portal.

Vorübergehend tat ein junger deutscher Arzt Dienst im Kabarole Hospital.

Auf dem Mpanga-Markt von Fort Portal hatte Schwester Käthe ihren hellblauen Baumwollstoff gekauft; Jinja Cotton wurde er genannt, da er aus der Weberei in Jinja kam, von der Stelle also, wo der Nil aus dem Victoriasee fließt.

Nun kaufte Dr. Elvira von ihrem Geld grünen Jinja Cotton und schnitt Operationskittel und Abdecktücher zu. Außerdem versorgte sie aus eigener Tasche die Stationen mit Putzmaterial: ein teurer Job! ...

Weihnachten in Uganda

„Ich muss mit den Kockroaches anfangen, Paulus.“

„Womit? Du wolltest doch von Weihnachten und einer Bettelfrau reden.“

„Ja natürlich, aber vor Weihnachten kommen doch die Kockroaches erst.“

„Was ist das denn, Kockroaches?“

„Das sind enteneiergroße braune Kakerlaken mit langen Fühlern, ganz harmlos“, antwortete seine Kollegin.

„Oh Gott, erst die Wespen, dann die Moskitos und nun die Kockroaches!! Du weichst mir aus! Du willst mir deine Geschichte gar nicht erzählen.“ Er gab ihr einen Schlag auf die Schulter.

„Schlag mich doch nicht, Paulus. Mir geht die Energie aus. Ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten, hab' schon ganz matschige Waden!“

„Nein, nein, deine Waden sehen noch ganz gut aus. Aber mir ist ganz neblig im Kopf, vor Hunger und Durst.“

„Es ist nicht mehr weit bis zu den Flamingos, Paulus.“

„Ja, ja, erst die Wespen, dann die Flamingos, dann die - wie heißen deine dämlichen Schaben?“

„Nein, Paulus, erst die Kockroaches, und zwar jetzt gleich. Es war allerdings weit vor Weihnachten, im September 1984.“

„Aber du wolltest doch zuerst von Weihnachten erzählen. Das Stichwort hattest du schon.“

„Paulus, September kommt *vor* Weihnachten, das ist nun mal so, ob mit oder ohne Kockroaches. In unserem Falle *mit!!!*“ Und sie fuhr fort: „Sie kamen nachts, zu Hunderten und Tausenden.“

Sie waren von Virika in ein Häuschen auf dem Gelände der MATS (*Medical Assistants Training School*) umgezogen, Fatima und Dr. Elvira. Auf Virika war der holländische Arzt für ein paar Wochen zurückgekommen. Auf Buhinga gab es sechs

dieser Häuschen am Hang, die von Tutoren der Schule bewohnt wurden. Eines davon war frei geworden. Es hatte ein Miniwohnzimmer, zwei Minischlafzimmer, eine Minidusche mit Toilette und eine kohlschwarze Mini-Miniküche, eine Stehküche also, in der die Vorgänger mit Holzkohle auf offenem Feuer gekocht hatten. Der schwarze Rauch war in alle Räume gezogen. Entsprechend sahen die Decken und Wände aus. Möbel gab es nicht, und Wasser mussten sie vom Fluss holen.

Sie stellten die Campingliege hin und bliesen die Luftmatratze auf. Die Kerze zündeten sie nicht an, weil auch hier die Decke defekt war.

Kaum hatten sie sich hingelegt, da fiel ein Heer dieser Riesenschaben über sie her. Deren Kinder krochen ihnen in die Nase und Ohren. Fatima schrie: „Ih, Mama, ich habe einen in der Nase, mach Licht!“ Bei Kerzenschein sahen sie dann die Bescherung. Es waren unzählige!

„Mama, komm, lass uns nach Virika zurückfahren!“

„Dort haben wir keine Betten mehr. Deshalb sind wir hier.“

Elvira suchte mutlos nach ihrem Insektenspray. Sie hatte schon eine Stunde vorher gesprüht, gegen die Moskitos. Das Zeug sollte auch gegen Kockroaches wirksam sein, aber weit gefehlt. Es waren schlimme Nächte. Die Türen und Fenster hatten überall Spalten, sie konnten die Biester also nicht aussperren. Schließlich fand Elvira in der Stadt *Doom*-Pulver. Das wurde auf den Boden und in alle Ecken gestreut. Damit ging es etwas besser. Als ihr dann noch ein Deutscher aus Kenia *Doom*-Räucherspiralen mitbrachte, wurde es noch besser.

Am 1. Advent brachte Schwester Käthe einen Adventskranz und Kuchen. Sie tranken Kaffee.

Die *Kyebambe Secondary School* in Fort Portal war für Fatima eine Enttäuschung gewesen. Die meiste Zeit fand dort kein Unterricht statt. Die Schüler saßen viel zu oft ohne Lehrer in der Klasse. Eins hatte Fatima allerdings in dieser Schule gelernt: Garten umzugraben.

Nach einem Monat brachte Dr. Elvira ihre Tochter in die deutsche Michael-Grzimek-Schule nach Nairobi in Kenia.

Nairobi war viel besser für Fatima.

Drei Tage vor Weihnachten flog Elvira nach Nairobi und holte ihre Tochter aus der Schule nach Fort Portal in die Ferien. Auf der Fahrt nach Fort Portal begegneten ihnen auf den Savannenflächen des Queen-Elisabeth-Nationalparks eine Menge Kob-Antilopen, Büffelherden, Wasserböcke, Warzenschweine und Paviane.

„Ich bin so froh nach Hause zu kommen, Mam“, sagte Fatima mitten in einer Kob-Herde.

„Mir geht es schon unten bei den Pavianen immer so, Fatima.“ Glücklich fuhren sie am Ruwenzori hoch nach Fort Portal.

„Zuerst zu den Weißen Schwestern, Mam.“

„Aber natürlich, wie üblich, Fatima.“ Die Weißen Schwestern waren gerade beim Tee.

„Bananenkuchen, Käsekuchen, Ananaskuchen, Fatima, was möchtest du?“, fragte die alte 70-jährige Schwester Wiro aus Holland.

„*And coffee or tea?*“, fügte *Sister* Margret aus England hinzu. Am Ende brachte Käthe die Plätzchen aus Deutschland und Pfefferkuchen aus Nürnberg.

Elvira wollte aufbrechen. „Komm, Fatima, es ist schon 6 Uhr. Wir müssen nach Hause. Es wird gleich dunkel.“

„Schläft meine Mutter eigentlich immer noch mit den Kockroaches, Schwester

Käthe?“, wollte Fatima wissen.

„Ich weiß es nicht, frag sie doch selbst!“, antwortete Käthe.

„Du brauchst heute nicht mit Kockroaches zu schlafen, Fatima, hab keine Angst“, tröstete Schwester Margret.

„Na ja, da bin ich mir nicht ganz sicher“, antwortete diese.

„Also, komm jetzt“, befahl ihr ihre Mutter. Käthe hatte inzwischen *ice cream* aus der Küche geholt.

„Ihr müsst erst noch euer Eis essen“, lud sie ein.

Zu Margret sagte sie: „Sag du ’s ihnen, Margret.“

Und Margret fing an: „Ihr könnt nicht nach Hause. Euer Haus wurde ausgeraubt. Da ist nichts mehr, nicht einmal Fenster. Die zerbrochenen Fensterscheiben liegen auf der Straße.“ Dann fügte sie hinzu: „Ihr könnt hier bei uns schlafen. Wir haben zwei Zimmer für euch vorbereitet.“

Elvira fuhr trotzdem kurz zum Haus. Es war, wie Schwester Margret gesagt hatte. Sie hatten auch keine Campingliege und keine Luftmatratze mehr. Die Betten, Stühle und Tischchen, die Elvira hatte machen lassen – alles war weg. Sie besaßen nun nur, was sie bei sich trugen – ein tolles Weihnachtsgeschenk hatte ihnen Uganda gemacht!

Deprimiert fuhr Elvira im Dunkeln zurück nach Virika. Dort hatten sie ein Bett und ein gutes Abendessen. Um Mitternacht gingen sie mit den Weißen Schwestern zur Mitternachtsmesse. Dort vergaß Fatima alles, was ihr Schwester Margret und ihre Mutter über das Häuschen von Buhinga gesagt hatten, in dem sie noch vor ihrer Abreise nach Kenia alle Wände, Decken, Türen und Fenster gestrichen hatte.

Eine Weihnachtsmesse in Uganda - die vergisst man nie wieder. Die Kathedrale war brechend voll. Zu heißen afrikanischen Rhythmen wurde getrommelt und gesungen und zwischendurch inbrünstig zu Ruhanga, dem Gott der Toro, gebetet. Eine wunderschöne Weihnachtskrippe schmückte das Innere der Kathedrale.

Als sie Fatima neben sich anblickte, sah Elvira, dass sie zwei Ketten am Hals trug; eine mit einem Kreuz hatte ihr ihre Freundin Mira im Schwarzwald geschenkt; an der anderen hing die „Hand Fatimas“ aus grüner Emaille. Die hatte sie von ihrer Mutter. Es ist die Hand der Tochter des Propheten Mohamed und gilt als Wahrzeichen des Islam. Man kann sie hier in den Schmuckgeschäften von Agadir oder Taroudant sehen, Paulus.

Die nächste Überraschung kam am nächsten Morgen, am 1. Weihnachtsfeiertag also.

Beim Frühstück mit den Weißen Schwestern wurde Elvira Besuch gemeldet. Hereinspaziert kamen zwei deutsche Studentinnen aus Heidelberg.

Sie seien eben mal aus Nairobi herübergekommen, um ihr dieses Päckchen abzuliefern. Es enthalte Ärztemuster und sei von Elviras Kollegen aus Aachen. Dass es so weit sei bis Fort Portal hätten sie allerdings nicht gedacht.

„Wir sind gestern Abend hier in Fort Portal angekommen. Sie waren nicht da, Ihr Haus ausgeraubt. Wir hatten gehofft, bei Ihnen übernachten zu können“, fügte die Theologiestudentin hinzu.

„Daraus wird nun leider nichts. Wo haben Sie denn geschlafen?“

„Im *Mountains of the Moon* Hotel. Können wir wenigstens noch Ihr Krankenhaus sehen?“

„Ja, natürlich, wir machen zusammen Visite. Mal sehen, ob Dr. Alex die Stellung noch zwei Tage halten kann und fahren in den Queen-Elisabeth-Nationalpark. Das ist mein Weihnachtsgeschenk für Sie beide.“

Sie operierten zusammen noch einen Darmverschluss. Dann fuhren sie in Richtung Süden.

„Diese Berge hier auf der rechten Seite, das ist der Ruwenzori, höchster Gipfel über 5000 m mit Namen Piz Margherita“, fing Elvira an zu dozieren. „Der zweithöchste Gipfel ist der Piz Stanley“, fuhr Fatima fort und kam eingehend auf Stanley und Emin Pascha zu sprechen. Die Theologiestudentin fragte dann schüchtern: „Im Reiseführer steht, da oben soll Schnee liegen. Stimmt das?“

„Ich war hier 1972 und 1974, und jetzt lebe ich seit einem halben Jahr hier, habe aber noch keinen Schnee auf dem Ruwenzori gesehen, sondern immer nur Wolken“, antwortete ihr Dr. Elvira.

„Aber da oben, schauen Sie mal, da liegt doch Schnee!“, stellte die Medizinstudentin fest.

„Jawohl, du hast Recht. Ist ja großartig! Ausgeraubt und Schnee auf dem Ruwenzori gesehen – wenn das kein tolles Weihnachten ist!“, sprudelte es aus Fatima heraus.

„Links unten im Tal könnt ihr dann gleich den George-See und den Kazinga-Kanal sehen, einen natürlichen Kanal, der den George-See mit dem Edward-See verbindet“, dozierte wieder Elvira.

„Und den Edward-See, sehen wir den etwa auch?“, fragte die Theologin.

„Natürlich“, wusste Fatima zu berichten. „Wir werden darauf sogar mit dem Boot fahren. Da gibt es jede Menge Nilpferde, Büffel, Wasserböcke, Buschböcke, Kobs, Pelikane, Kormorane, Störche, Seeadler, Königsfischer und Webervögel zu beobachten. Und hier gleich links, das ist ein Kratersee.“

Sie hatten Kasese hinter sich gelassen und begegneten nun den ersten Kobherden zu beiden Seiten der Straße. Dann mussten sie nach rechts abbiegen und sahen gleich einen zweiten, größeren Kratersee mit drei Büffeln und vier Wasserböcken am Ufer. Sie hielten an und stiegen aus. Fatima stellte dann die Frage: „Hat eine von euch schon mal einen Elefanten mit fünf Beinen gesehen?“ Die beiden Studentinnen lachten.

„Du bist eine lustige Nudel, Fatima“, prustete die eine los.

„Nein, nicht lustig, sondern ganz ernst. Mama, stimmt doch, wir kennen einen Elefanten hier im Park mit fünf Beinen?“

„Ja, kann man sagen. Jetzt musst du natürlich weiter erzählen, Fatima.“

„Ich werde euch zeigen, wo der fünfbeinige Elefant stand. Vielleicht ist er heute wieder da“, sagte sie vielversprechend. Die vier weiblichen Wesen fuhren am Parkeingang vor.

„Alle vier Personal vom Fort Portal Hospital“, kündigte Elvira beim Pförtner an.

„Ich weiß, *doctor*, willkommen und frohe Weihnachten. Sind das hier neue Schwestern?“, wollte er wissen.

„Die eine ist eine unfertige Ärztin.“

„Und die andere?“, fragte er weiter.

„Ach die, die ist laufend mit dem lieben Gott beschäftigt, und Fatima kennst du ja.“

„Natürlich, hast du Ferien, Fatima?“

„Sure“, antwortete sie und fragte: „Ist das Elefantenmädchen Nil noch oben an der Lodge?“

„Ja, ja, sie wird allmählich eine große junge Elefantenlady“, war die Antwort. Er gab ihnen die Eintrittskarten und öffnete den Schlagbaum. „Hebt euch die Karten auf“, sagte sie zu den beiden Mädchen aus Deutschland, „so billig kommt ihr nie wieder in einen Nationalpark. Das geht nur mit Mutter.“

„Was kostet's denn sonst?“, wollte die Theologin wissen.

„Das Zehnfache für Weiße“, antwortete Fatima.

Elvira zeigte ihnen auch den deutschen Entwicklungshilfepatzer am Ufer des Edward-Sees, der nun auf der rechten Seite zu sehen war – ein abgrundhässliches Fabrikgebäude in dieser wunderschönen Seelandschaft mit dem riesigen Ruwenzori in Hintergrund.

„Das haben die Deutschen verbrochen? Wie grausam!“, meinte die Medizinstudentin.

„Eine Salzfabrik, vor 15 Jahren unter Amin hingestellt. Sie hat nur wenige Monate funktioniert. Das Salz hat die Leitungsrohre zerfressen, die vom Katwe-See hinter der Fabrik gespeist worden sind“, erläuterte Elvira.

„Eine Bauruine also?“, fragte die Theologin.

„Ja. Wir haben in Uganda noch andere Verbrechen begangen. Die erzähle ich euch auf der Rückfahrt“, schloss sie.

„Dort am Schlagbaum steht Nil!“, schrie Fatima über ihren Kopf hinweg.

„Ich sehe einen Soldaten mit Knarre und einen Elefanten daneben“, traute die Medizinstudentin ihren Augen nicht.

„Der Elefant ist ein Mädchen mit Namen Nil“, belehrte jetzt Fatima. „Die deutschen Möllers, die hier im Park leben, haben sie mit der Flasche aufgezogen. Ihre Mutter ist Wilderern zum Opfer gefallen.“

„Was machen denn die deutschen Möllers hier im Park?“, fragte eine der Studentinnen.

„Der eine ist Zoologe, der andere Mechaniker. Der erste kümmert sich um die Tiere, der zweite um die Motorboote und Landfahrzeuge der Parkverwaltung und des *Uganda Institute of Ecology*. Das ist das Gebäude da drüben rechts. Es steht unter der Leitung von Dr. Edroma. Wir werden ihn sicher in der Mweya Lodge, so heißt das Hotel, auf das wir gerade zufahren, an der Bar treffen. Vielleicht borgt er uns morgen Vormittag seinen Jeep für eine Landsafari. Jetzt buche ich für heute Nachmittag unsere Wassersafari. Da unten auf dem Kazinga-Kanal liegen die Boote.“

Es war etwas schwierig, noch vier Plätze auf einem Boot zu bekommen, denn es war Weihnachten. Die Ugander mit ihren Kindern waren hier, Weiße nur ein paar. Zwei von ihnen gaben nach dem Mittagessen ihre Karten für das Boot zurück, weil sie ihnen zu teuer waren.

Der *Chief Game Warden* mit Namen Ssaali besorgte ihnen noch zwei weitere Karten.

Sie konnten aufs Boot. Das war schon weitgehend voll. Singende Menschenmassen schunkelten. Aus den Lautsprechern ihrer Kassettenrekorder tönte die Musik.

Die Nilpferde müssen gewusst haben, dass Weihnachten ist; denn sonst waren die Boote das ganze Jahr über bis auf den Motor mäuschenstill.

Gegenüber der Anlegestelle kam eine Büffelherde den Hang herunter zum Wasser. Kobs und Wasserböcke standen schon bis zu den Knien im Wasser und tranken.

„Da drüben neben dem Graureiher stand der Elefant mit den fünf Beinen“, Fatima zeigt auf das rechte Ufer.

„Hör auf mit diesem Blödsinn, Fatima!“, neckte sie die Theologin.

„Es ist kein Blödsinn. Frag meine Mutter! ...“

... „Hatten die alle AIDS?“, fragte Dr. Paulus.

„Wir konnten damals noch nicht testen, hatten keine ELISA-Geräte und waren hinter der Front, Paulus. Der Krieg war in vollem Gange. Die UNLA hatten die Straßen vermint. Nach dem Krieg stellten wir fest, dass 75% unserer Tuberkulosekranken HIV-positiv waren. So viele junge Soldaten kamen mit Gürtelrose an allen möglichen Stellen, im Gesicht, an Armen, Beinen, am Gesäß und natürlich am Brustkorb und Bauch. Die Gürtelrosen waren HIV-positiv. Aber 1985/86 wussten wir das noch nicht. Wir vermuteten es. Aber sie mussten alle wieder an die Front, wenn es ihnen wieder besser ging.“

Dr. Batta brachte laufend Nachschub in Bussen ins FPH. Ein oder zwei Busse voller Verwundeter – das war jetzt die Regel. Eines Tages fragte Dr. Batta. „Wo sind eigentlich Ihre Ärzte, Dr. Elvira? Das ist hier ja die reinste *one woman show*, und Sie sind völlig überlastet.“

„Ich weiß nicht, wo sie sind, Dr. Batta. Wahrscheinlich haben sie Angst, dass man mit ihnen genauso verfahren könnte, wie die UNLA mit einem gewissen Dr. Batta verfahren ist. Ihre Geschichte ist hier überall bekannt. Sie fürchten, dass die UNLA sie umbringt, wenn die NRA in die Berge zurückgetrieben wird.“

„Glauben Sie denn nicht, dass wir wieder in die Berge zurückgetrieben werden, Dr. Elvira?“

„Ach ich bin Deutsche, mir tut keiner was.“

„Nein, Dr. Elvira, falls es der UNLA tatsächlich gelingen sollte, uns wieder in die Berge zurückzudrängen, werden wir Sie mitnehmen. Wir lassen Sie nicht hier.“

„Dr. Batta, ich habe Ihnen gesagt, ich gehe hier nicht weg“, sagte Elvira entschieden.

„Darüber sprechen wir noch. Sie haben zwei Ärzte, die unter Obote Geheimdienstagenten waren. Das wissen Sie doch?“, fragte Batta.

„Nein, das weiß ich nicht. Aber wenn Sie es sagen, wird es schon stimmen.“

Er nannte die Namen und fuhr fort: „Sagen Sie ihnen, sie sollen sich sofort bei mir melden!“

„Aber *doctor* Batta, ich weiß doch gar nicht wo sie sind“, war Elviras Antwort.

„Ach, so etwas spricht sich doch herum. Entweder sie melden sich binnen drei Tagen bei mir, oder sie werden erschossen. Sagen Sie das ihren Schwestern.“

„O.k., Dr. Batta, und nun gewinnen Sie mal Ihren Krieg, damit ich nicht oben im Ruwenzori operieren muss. Da ist es ziemlich kalt, sagen mir Ihre Leute. Ich habe nämlich hier unten noch eine Menge zu tun.“

„Wie viel wollen Sie denn noch arbeiten, meine Güte?“

„Wenn Sie ein bisschen mehr Zeit haben, zeige ich Ihnen meine Pläne für die Rehabilitation und Erweiterung dieses Hospitals und seiner MATS. Das ist Arbeit für den Frieden, der nach diesem Krieg kommen wird, Dr. Batta.“

„Sie interessieren mich sehr, Ihre Pläne, Dr. Elvira. Doch jetzt muss ich gehen. *La lotta continua, doctor.*“

„*La lotta continua, doctor.*“

Elvira band ihre Gummischürze ab. Sie hatte während des Gesprächs einen gebrochenen Unterarm bei einem Jungen reponiert und eingegipst. Den beiden Schwestern, die ihr dabei geholfen hatten, sagte sie: „Ihr habt gehört, was Batta über die beiden Ärzte gesagt hat, erzählt es weiter!“

Dr. Batta war inzwischen zum *Commissioner of Health* aufgestiegen. Museveni nannte die Minister seines Schattenkabinetts *Commissioners*.

Zwei Tage später brachte er wieder zwei Busse mit Verwundeten. Er begrüßte Elvira grinsend und sagte: „Ihr Spionagenetz funktioniert, Dr. Elvira. Die beiden *boys* haben sich bei mir gemeldet. Ich habe sie an die Front geschickt. Sie haben zwei Ärzte weniger.“

„Das macht sich hier nicht bemerkbar, Dr. Batta.“

Sie gingen in Dr. Elviras Dienstzimmer. Sie gab ihm ihre Erweiterungs- und Rehabilitationspläne für das Hospital. Er schaute darauf und fragte: „Wer hat die Pläne gezeichnet?“

„Ich natürlich, das sagte ich Ihnen doch.“

„Wann schlafen Sie eigentlich, Dr. Elvira? Mit Ihnen möchte ich nicht verheiratet sein.“

„Ich auch nicht mit Ihnen, Dr. Batta.“

„Ja, wer möchte schon einen hinkenden Guerilla als Ehemann?“

„Es wird eine kommen, Dr. Batta, warten Sie nur.“

„Sie reden doch von einer Kugel in den Kopf, Dr. Elvira?“

„Für wen, Dr. Batta, für Sie oder für mich?“

„Wir werden siegen, Dr. Elvira, *la lotta continua!*“

Er war weg und schickte weiter Verwundete von der Front in Mbarara. Dort hatte er auch Elviras beide ugandische Kollegen hingeschickt. Der eine stammte aus Mbarara und hatte immer mit dem „Mann im Rüschenhemd“ hinter den Bällen gesessen. Das war nun schon lange her.

Um die Baracken von Mbarara tobte eine schreckliche Schlacht. Das dicht bei Mbarara gelegene kleine Missionskrankenhaus von Kitovu hatte nur 50 Betten und war im Nu voll.

Ein funktionierendes Regierungshospital gab es auf der über 300 km langen Strecke bis Fort Portal nicht mehr.

Also transportierte die NRA die Verwundeten beider Seiten ins FPH.

Mbarara wurde ziemlich zerstört. Im Mbarara Hospital herrschte Mangel an Betten, Einrichtung und Personal.

Die Kämpfe um Mbarara, besonders um die Baracken nordöstlich der Stadt, tobten lange. Die kleinen Häuschen der armen Leute gegenüber von den Baracken wurden am meisten mitgenommen.

In Masaka waren die Ruinen aus dem Befreiungskrieg von 1978/79 noch nicht weggeräumt. Nun kamen neue hinzu. Auch von Masaka brachten Dr. Battas Soldaten die Verwundeten in Bussen zu Dr. Elvira.

Sie arbeitete Tag und Nacht, hatte kaum mehr als vier Stunden Schlaf pro 24 Stunden.

Die Kräfte und die Medikamente gingen ihr aus. Aus Entebbe kam nichts, denn die Straßen waren vermint. Elvira war hinter der Front eingeschlossen. Für ihre Mitarbeiter und das Hospital kam auch kein Geld mehr, acht Monate lang nicht.

Dr. Elvira hatte vor Ausbruch des Krieges den Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes, Prinz Seyn zu Wittgenstein, um eine Spende von Medikamenten und Verbandsmaterial gebeten. Es dauerte ein bisschen, bis eine Antwort kam. Eigentlich dürfe er das nicht, war der Inhalt des Briefes, aber er habe doch etwas auf den Weg gebracht.

Diese deutsche Spende war in Entebbe angekommen, als der Bürgerkrieg so richtig los ging und die Straßen zwischen Fort Portal und Mbarara bzw. Fort Portal und Mubende vermint waren. Es kam also nichts auf dem Landwege nach Fort Portal, auch keine Post.

Als endlich Mbarara von den Rebellen eingenommen war, verunglückten drei hohe Offiziere Musevenis in einem Militärfahrzeug. Einer starb, zwei waren schwer verletzt. Der Fahrer des Fahrzeugs, ein junger Mann, war über eine Woche bewusstlos, hatte Rippenserienbrüche beiderseits, Beckenringbrüche und blutete in seinen Brustkorb, als er gebracht wurde.

Mehrere NRA-Rebellen spendeten Blut für ihn.

Als er wieder zu sich kam, war er sehr unruhig. Er verlangte seine Waffe und wollte die UNLA-Offiziere, die verwundet in den anderen Räumen des Hospitals lagen, erschießen.

Zwischen Regierungssoldaten und Rebellen konnten wir nicht mehr unterscheiden. Sie lagen oft Bett an Bett und hatten Handgranaten und Pistolen unter der Bettdecke. Ihre Gewehre mussten sie bei der Einlieferung zwar abliefern. Aber ihre gesunden Helfer, die ihnen Essen brachten, schmuggelten auch Granaten und Waffen ein....